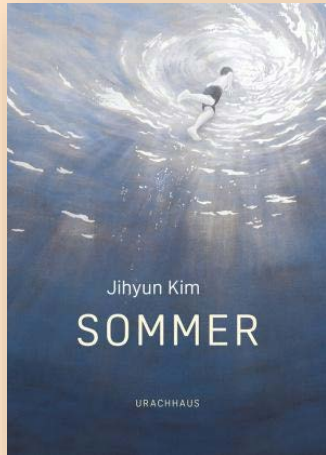


Fernost im Bilderbuch



Bernhard Hubner



Jihyun Kim: Sommer. Urachhaus 2021 · 56 S. · 16.00 · ab 5 · 978-3-8251-5275-8 ☆☆☆☆☆

Google listet mindestens sieben Musikalben mit dem Titel „Endless Summer“, obwohl wir doch alle wissen, wie schnell diese Zeit immer vorüber ist. Nur manche Kinder haben sich die Fähigkeit erhalten, das Gefühl einer stillstehenden, niemals endenden Zeit zu spüren, während wir Großen eher „Tausend Jahre sind wie ein Tag“ denken. In ihrem Bilderbuch ohne Worte vermittelt uns die südkoreanische Illustratorin, wie sich ein „endloser“ Sommertag anfühlen kann. Und ich muss es vorweg sagen: Dieses Buch ist ganz wundervoll!

Alles beginnt an einem Morgen in der Stadt. Ein Junge spielt noch in seinem Zimmer, während die Mutter schon packt. Die Familie will aufs Land fahren, vermutlich zu den Großeltern. Wie lange sie dort bleibt, erfahren wir nicht, wir wissen auch nicht wirklich, ob sich alles an einem Tag abspielt, aber es scheint so. In verschiedenen Grauabstufungen entfaltet Kim ihr Panorama, das wieder einmal beweist, dass die Farbe nicht wesentlich ist, um intensive, auch farbige Vorstellungen zu erzeugen. Zwischendurch bekommen die Töne manchmal einen leichten Braunstich, dann sind sie eher bläulich, aber es bleibt monochrom. Die Darstellung ist oftmals sehr realistisch, vor allem Pflanzen und Tiere wirken fast fotografisch.

Nach der Ankunft am kleinen Häuschen der Großeltern erkundet der Junge zuerst dieses, freundet sich mit dem Hund an und stromert dann durch das weitläufige naturbelassene Gelände. Junge und Hund streifen durch den Wald, zwischen großen Farnstauden und Birken, bis sie an einen See mit einem kleinen Steg kommen. Beherzt springt der Junge hinein, taucht und beobachtet Algen und Fische, bis er wieder dem Lichtstrudel an der Oberfläche zustrebt. Das sind Bilder, wie ich sie in gezeichneter Form noch selten sah, voller quirligem Wasser und strahlenden Lichtreflexen. Junge und Hund lassen sich von der Sonne trocknen und kehren in der Dämmerung zum Haus zurück, wo sie, beide mit in den Nacken gelegtem Kopf, den Sternenhimmel bewundern.

Aus jeder Seite dieses erstaunlichen Bilderbuches strömt sommerliche Hitze und tiefer Frieden, eine stille und menschenleere Natur, wie wir sie uns im Urlaub immer wünschen – und selten erleben. Kim ist es gelungen, den Blick junger und älterer Leser weg vom ewigen Display auf die Schönheiten der natürlichen Umgebung zu lenken, auf Blatt- und Rindenstrukturen, Licht und Schatten und die unaufdringliche Nähe, die Kinder und Tiere so leicht entwickeln. Man möchte eigentlich nur tauschen, alles stehen und liegen lassen – und selbst noch einmal einen endlosen Sommertag erleben. Hoffentlich gelingt es wenigstens den Kindern, das in aller Breite und Tiefe auszukosten. Lust darauf weckt Kim sicher bei jedem, der das Buch in die Hände bekommt. „So schmeckt der Sommer“ möchte man ausrufen – und dabei nicht an Werbung denken.



Ko Okada & Chiaki Okada: Bist du der Frühling? a.d. Japanischen v. Ursula Gräfe. Moritz 2019 · 32 S. · 14.00 · ab 3 · 978-3-89565-372-8 ☆☆☆☆☆

„Bald kommt der Frühling!“ Wer hätte in diesen Februartagen nicht schon diesen Stoßseufzer auf den Lippen gehabt? Aber wann ist „bald“? Und was ist eigentlich der „Frühling“, von dem alle so schwärmen? Wir Größeren brauchen das nicht zu fragen, wir freuen uns auf diese Jahreszeit, eben weil wir sie kennen. Aber der kleine Hase in dieser Geschichte hat ihn bisher noch nicht erlebt und kennen gelernt, den Frühling. Er sieht nur den kalten Winter, den Schnee, die eintönige Bucheckernsuppe, die es jeden Tag gibt. Zwar darf er

mit seinen Geschwistern schon nach draußen, wenn sie alle herumtollen und auf die Äste des Baumes hüpfen. Aber dafür ist er noch zu klein.

Eine Situation, die viele Kinder kennen werden: Zu klein sein für etwas, noch nicht wissen, wie etwas geht oder aussieht. Natürlich entwickeln sich die kleinen Menschenkinder auch noch viel langsamer als kleine Hasen, aber das macht es ja nicht besser oder leichter. Sie verstehen sich also, auch in dieser Frage. Unserem kleinen Hasen widerfährt aber etwas Außerordentliches, etwas für Hasen und erst recht für Menschen höchst Ungewöhnliches. Bei einem frühmorgendlichen Ausflug trifft er einen großen Eisbären, der mit seinem Rucksack unterwegs ist. Eisbären mit Rucksack sind eher selten, in Regionen, wo Wald und grünes Gras am Meeresstrand vorkommen, wohl noch seltener. Aber der Eisbär ist ja auch nur auf der Durchreise, er will in seine heimatlichen, viel kälteren Gegenden.

Klar, dass es dieser Geschichte nicht in erster Linie auf sachkundig-exakte Fakten ankommt. Es ist ein Märchen, in dem die Tiere miteinander sprechen und sich sehr menschlich verhalten, inklusive der kleinen Plüschhasen im Hasenbett. Das erkennt man allerdings erst beim genauen Betrachten der wunderbaren Bilder, die wie mit Farbstiften kolorierte Bleistiftzeichnungen höchst realistisch (zumindest in der Darstellung) tiefe Einblicke in den winterlichen Alltag der Hasenfamilie ermöglichen. Eine prächtige Zartheit beherrscht diese Bilder, Farben und Oberflächen verlocken zum Darüberstreicheln, ob es der sanfte Schnee oder die kuscheligen Felle von Hasen und Eisbär sind.

Und so groß der Unterschied zwischen dem winzigen Häschen und dem riesigen Bär auch ist, unser Hase hat keine Furcht, sondern nur großes Vertrauen zu dem Bären. Schließlich hilft der ihm, schon die ersten Spuren des kommenden Frühlings zu erahnen – vielleicht ist er es sogar selbst? Eine anheimelnde Geschichte also, voller Vertrauen und Liebe, angesiedelt in einer Welt, die scheinbar weder Gefahren noch Böses kennt. Wir wissen wohl, dass es eine solche Welt nicht gibt, aber wäre es nicht schön, wenn man noch einmal so offen und naiv auf alles blicken könnte? Und dem kleinen Hasen, und bestimmt auch den kleinen Kindern, die von ihm lesen, hören und sehen, wird es dabei ganz warm ums Herz, selbst wenn draußen Schnee liegt. Für kleine Bilderbuchgenießer und große Vorleser eine herrliche Auszeit von Alltag und Sorgen. Schön, dass es auch das noch gibt, wenigstens im Bilderbuch.



Yu Hongcheng: Hen-Hao, das kleine Küken. minedition 2020 ·
48 S. · 16.00 · ab 3 · 978-3-86566-407-5 ★★★★★

Vom Zeitpunkt, da wir das Licht der Welt erblicken, bis zum Erwachsenwerden – das sind für uns Menschen juristisch 18 Jahre, in der Realität dauert es manchmal noch erheblich länger. Für ein Kind, das im Kindergartenalter ein Buch über das Erwachsenwerden betrachtet, spielt all das also erst in einer fernen Zukunft. Glücklicherweise haben Literaten die Fabel erfunden, um anhand von Beispielen aus dem Tierreich typische Abläufe, charakteristisches Verhalten oder auch zeitlich geraffte Entwicklungen anschaulich zu machen. Und noch leichter gelingt das Verstehen, wenn sich

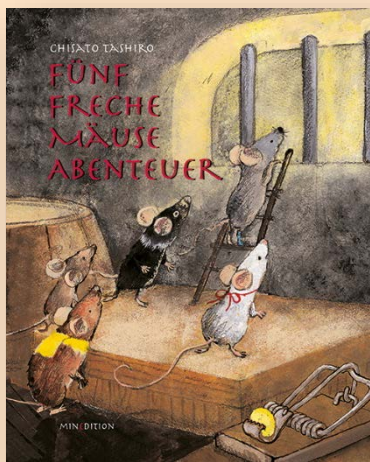
vor den Augen des Kindes das zu Sagende auch noch als Bild präsentiert, denn „Bilder sagen mehr als 1000 Worte“, wie der Volksmund weiß – und sie sind universell verständlich.

Beim Anblick des vorliegenden Bilderbuches denkt man zunächst wohl weniger an eine Coming-of-Age-Geschichte, sondern an putzige Federknäuel, die vielleicht Abenteuer auf einem Bauernhof erleben. Doch das täuscht – und ist gleichzeitig zutreffend. Yu Hongcheng gelingt mit seinen fast hyperrealistischen Bildern zunächst ein ansprechender und informativer Bericht über das Schlüpfen eines Hühnerküken und seine ersten Tage und Wochen in der Obhut seiner Mutter. Das ist sehr hübsch gemacht, entlockt vor allem Erwachsenen beinahe automatisch ein „Oh, wie süß!“ – und zeigt Kindern, vor allem wenn sie in einem landfernen Umfeld aufwachsen, wie ein Hühnerleben beginnen könnte, wenn keine Geflügelindustrie ihre Finger im Spiel hat (das wäre allerdings auch kein schönes Buch geworden).

Und auch, wenn unsere Geschichte in China spielt, die Hühnerrasse sich also ein wenig von den bei uns geläufigen unterscheidet, die Bilder sprechen das Herz an, quellen fast über vor Naturliebe und Schönheit. Dabei wird nicht verschwiegen, dass auch in ländlicher Umgebung kleinen Küken Gefahren drohen, denen sie nur durch Aufpassen und Vorsicht entgehen können. Die Parallelen zur menschlichen Kindheit sind unübersehbar, auch wenn sich die Gefahren unterscheiden. Erzählt wird die Geschichte natürlich auch, in kurzen, eingängigen Sätzen aus der Sicht des Küken, das, im Kreise seiner Geschwister und behütet von der Mutterhenne, mit offenen Augen und Ohren seine Welt kennenlernt. So schön wie in diesen ersten Wochen könnte es immer weiter gehen.

Tut es aber nicht. Denn eines Tages, viel zu früh nach dem Geschmack des Küken, findet die Henne, dass die Kinder nun für sich selbst verantwortlich sind und ihr Leben selbst meistern müssen. Inzwischen ist auch klar, dass aus unserem Küken ein kleiner Hahn geworden ist, der sich seinen Platz auf dem Hof und im Leben erst noch erkämpfen muss. Wir erleben also nicht nur die Kindheit, sondern auch die Jugend und das Reifen unserer Hauptperson in der zweiten Hälfte des Buches mit, ihre Suche nach Lebensinhalt und Standort. Eine Lebensgeschichte auf 48 Seiten – das ist schon eine raffinierte Leistung, sie kommt aber sehr überzeugend und packend herüber. In jedem Fall überschreitet diese Geschichte damit die typischen Grenzen eines „netten“ Kleinkinderbüchleins, weitet den Blick in eine für die Leser meist noch ferne Zukunft, die aber ganz ohne Schrecken geschildert wird, wenn auch nicht ohne Abenteuer.

Am Ende kennen wir einen typischen Weg eines Hahnkükens in einer natürlichen Umwelt, haben mit ihm zusammen Begegnungen mit allen möglichen Pflanzen und Tieren erlebt und können – und das finde ich wichtig – uns mit vielen Details und Erfahrungen identifizieren. Ob es eine Nacht ohne die Mama oder das eigene Aufpassen auf der Straße angeht, man kann vieles lernen und selbst anwenden. Dass den wenigsten Küken ein solches Leben blüht, wurde schon erwähnt, es ist auch mehr als nur schade. Aber in Freundschaft und Zuneigung zu Tieren aufzuwachsen, hilft Kindern wie Erwachsenen, und den Tieren sowieso. Zumindest also ein schönes Ideal. Und das gilt auch für dieses wunderschön gestaltete Buch, das völkerübergreifend ein Loblied auf ein naturnahes Leben singt. Ausnehmend hübsch!



Chisato Tashiro: Fünf freche Mäuse Abenteuer (5 freche Mäuse machen Musik & 5 freche Mäuse bauen ein Haus). minedition 2020 · 76 S. · 15.00 · ab 4 · 978-3-03934-604-2 ★★★★★

„Von Mäusen und Menschen“ – natürlich hat dieses Buch überhaupt nichts mit dem John-Steinbeck-Buch aus den 1930ern zu tun, aber ebenso natürlich können wir Menschen (und vor allem die Kleinen unter uns) sehr viel abgucken von dem, was die fünf Mäuse in diesem Doppelband so machen. Wohlgemerkt: Doppelband, denn es sind zwei bereits einzeln erschienene Bücher (die aus dem Untertitel) hier zusammengekoppelt, nicht etwa fünf, wie man bei schludrigem Lesen des Titels durchaus glauben könnte. Die Reihe „Fünf freche Mäuse“

ist eine Zusammenarbeit der japanischen Autorin und Illustratorin Chisato Tashiro mit dem Herausgeber Michael Neugebauer, und da sich nirgendwo ein Hinweis auf einen Übersetzer findet, dürfte ebendieser auch diese Aufgabe übernommen haben.

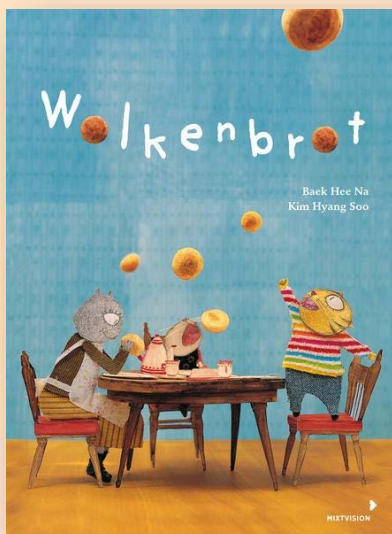
In der ersten Geschichte hören die fünf Mäuse, die sowohl im Text wie in der Bebilderung sehr deutlich und unterschiedlich charakterisiert sind, eines Nachts eine wundervolle, ihnen unbekannte Musik. Sie machen sich auf die Suche nach den Urhebern und finden an einem Parkteich eine große Zahl Frösche, die gemeinsam ein Lied auf den Mond zum Besten geben. Allerdings möchte dieser Froschchor keine Gäste dabei haben und betrachtet sich als geschlossene Gesellschaft, jagt also die Mäuse davon. Doch denen hat das so gut gefallen, dass sie auch musizieren wollen. Als Chor funktioniert das nicht, das merken sie schnell, aber vielleicht kann man ja stattdessen ein Orchester gründen? Aber mit welchen Instrumenten? Wieder müssen die Mäuse suchen und ausprobieren, aber sie finden einen Weg, dass jeder ein Instrument nach seiner Fassung findet. Nach einigem Übertrauen sie sich auch ein Konzert zu – und siehe da: Die Frösche hören verkleidet auch zu. Hier sind sie jedoch willkommen, was zu ganz neuen Möglichkeiten führt.

In der zweiten Erzählung stellen die Mäuse fest, dass durch immer mehr Katzen in ihrer Umgebung das Leben allmählich sehr gefährlich wird. Sie beschließen daher den Umzug, und da sie keine geeignete Wohnung finden, bauen sie sich kurzerhand selbst ein Haus, aus gefundenem Sperrmüll. Erstaunlich, was man da alles zu welchen herrlichen Zwecken umfunktionieren kann. Ob Schlaf- oder Badezimmer, Küche oder Vorratskammer, an alles wird gedacht. Und als sie in der ersten Nacht ein lautes Miauen hören, das von einer in

Schnüren verhedderten Katze herrührt, haben sie sogar die Größe, das gefangene Tier zu befreien – mit sehr positiven Folgen für alle.

Die „Moral“ beider Geschichten ist also sehr deutlich, fast plakativ: Musik verbindet auch unterschiedliche „Herkünfte“ und verbrüdert sozusagen alle miteinander. Und als Zweites, fast biblisch in seiner Aussage: Wer auch bereit ist, seinen Feinden zu helfen, macht sie damit zu Freunden und kommt ebenfalls zur Verbrüderung. Letztlich dann auch noch, dass Gemeinschaft stärker macht, gerade wenn die Mitglieder dieser Gemeinschaft unterschiedliche Stärken und Schwächen besitzen. Alles gute „Merksätze“ und Leitlinien, eingängig und verständlich für die angepeilte Altersgruppe, aber auch ein wenig Allgemeinplatz.

Feiner ausgearbeitet sind da die zugehörigen Bilder, teilweise sehen sie aus wie Pastellkreide, dann auch wie Wasser- oder Aquarellfarben. Sehr satt ist die Intensität der Farben, mehr als nur pfiffig die Detailgestaltung, die oftmals witzig und hintersinnig daherkommt. Mich begeistert das Bildmaterial jedenfalls weitaus mehr als der Text, lässt es doch der Fantasie mehr Spielraum und tobt sich selbst auf diesem Feld recht unbekümmert aus. Und noch einmal sei erwähnt, wie einfallsreich und stark die Charakterisierung der 5 Mäusetypen gelungen ist, davon war eingangs schon die Rede. Ein durchaus empfehlenswertes Bilderbuch also, das nur recht kleine Schwächen aufweist.



Baek Hee Na: Wolkenbrot. a.d. Koreanischen von Christina Youn-Arnoldi, Fotos v. Kim Hyang Soo. mixtvision 2020 · 42 S. · 15.00 · ab 4 · 978-3-95854-137-5 ★★★★★

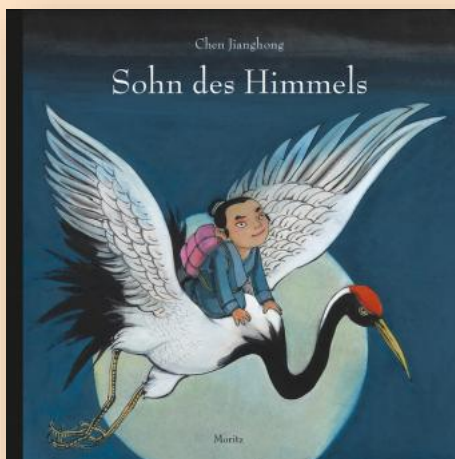
Wenn der Rheinländer von einem Gebäck denkt, dass es besonders leicht und luftig ist, nennt er es „fluffig“. Leicht und luftig – das sind andererseits die Spontanassoziationen zu Wolken am Himmel, solange sie nicht zu regennass oder gewittrig sind. „Wolkenbrot“, das ist also ein völlig selbsterklärender Begriff, den allerdings keiner wörtlich meint. Bis er dieses Buch gelesen hat, dann möchte man das Wort gerne einmal „beim Wort“ nehmen.

Zunächst ist allerdings alles regennass, als die beiden Katzenkinder in diesem Buch morgens aufwachen. Und Regen mag zwar Erwachsene schrecken, Kinder lieben es, im Ostfriesennerz herumzupatschen und dem Tröpfeln zu lauschen. So auch die Beiden, die bei einem kleinen Morgenspaziergang eine kleine Wolke entdecken, die sich in einem Baumast verfangen hat. Logisch, die Wolke einzusammeln und von Mama ein paar lecker-lockere Brötchen daraus backen zu lassen. Und die geraten so fluffig, dass, wer sie isst, durch die Luft schweben kann. Das macht nicht nur Spaß, sondern hilft sogar dem verspäteten Vater, noch rechtzeitig ins Büro zu kommen.

Eine hübsche und ganz unaufdringlich verträumte Geschichte, nach der ich schon Kinder bei der Jagd nach Backwolken sehe. Was mich aber vollkommen überwältigt hat, ist die Bebilderung dieses Buches, die wie Momentaufnahmen aus einem fantastisch inszenierten Film wirken. Zwei Künstler haben daran mitgewirkt: Die Autorin schuf eine Vielzahl von „Bühnenbildern“ mit collagierten Figuren, deren Detailreichtum und wunderbar changierende Zwei- bis Dreidimensionalität zu unendlichen Stöberreisen durch die Buchseiten

animieren. Dass daraus aber solch eindrucksvolle Tableaus wurden, liegt auch an der Fotokunst Kim Hyang Soos, der, völlig zu Recht, lieber von Lichtbildern spricht. Denn erst die unterschiedlichen und sehr ausdrucksstarken Lichtstimmungen, die Führung von Blickachsen und Akzentuierung mit Licht lassen wirkliche Kunstwerke entstehen.

Die wiederum bestehen im Einzelnen aus gezeichneten Gesichtern, allen möglichen Naturmaterialien wie Stoffe, Wolle und Teppichschnipseln, dazu kleine „Echt“-Details wie Gürtelschnallen, Taschen und Regenschirmen – und natürlich den schwebenden Wolkenbrötchen. Jedes Bild ist ein wahres Wunder an Imagination mit einem erstaunlich realistischen Ersteindruck, der sich dann in die Einzelheiten zerfasert und dabei immer höchst wirkungsvoll, aber auch zu eigenen Versuchen in dieser Technik animierend bleibt. Zur Abwechslung also einmal ein Buch ohne große „Botschaft“, aber voller Schönheit, Kunstfertigkeit und stiller Träumerei. Wunderbar!



Chen Jianghong: Sohn des Himmels. a.d. Französischen v. Tobias Scheffel. Moritz 2019 · 44 S. · ab 6 · 18.00 · 978-3-89565-382-7 ★★★★★

Welch eine gewaltige Geschichte, fast zu viel für ein Kinderbuch. Angelehnt an alte chinesische Legenden berichtet Jianghong von der Tochter des himmlischen Jade-Kaisers, der Prinzessin Xian-Zi. Als die jahrelang vom Leben auf der Erde geträumt hat, stiehlt sie sich heimlich davon und besucht unsere Welt. Sie lernt einen Mann kennen, bleibt zunächst bei ihm und bekommt einen Sohn, den sie Tian-Zi, Sohn des Himmels, nennt. Doch ihr Vater hat kein Verständnis für solche Eskapaden und

lässt sie von Soldaten und einem Drachen zurück holen. Der Junge wächst

also ohne Mutter auf, erfährt aber von seinem Vater, dass diese im Himmel festgehalten wird. Und so macht er sich eines Tages auf, sie eben dort zu suchen.

Die Reise ist weit und anstrengend, doch mit Hilfe gelingt es ihm, seine Mutter im Palast des Himmels zu besuchen, wo sie ihm Mondkekse bäckt, die ihn immer an sie und alle Mütter erinnern sollen. Bleiben darf Tian-Zi nicht, der Jade-Kaiser verbannt ihn zurück auf die Erde, doch die Mondkuchlein halten die Erinnerung wach. Denn diese Tradition gibt es in China tatsächlich, zur Feier des familiären Zusammenhaltes. Wie gesagt, eine kraftvolle, mystische Geschichte, bei der die Erzählung von den Mondkuchlein nicht verhindern kann, dass man Mitleid mit Mutter und Sohn (und eigentlich auch mit dem Vater) haben muss – und Wut über den hartherzigen Jade-Kaiser empfindet.

Chen Jianghong berichtet uns diese Legende in verständlicher, aber nur bedingt kindergeeigneter Form. Dabei ist der Text weniger dramatisch, auch wenn er deutlich den Zorn des Jade-Kaisers schildert. Die Bilder des Autors sind es, die stärker – und auch furchterregender – wirken: Sie sind in traditioneller Weise mit farbiger Tusche auf Reispapier gemalt, was starke, suggestive Szenerien mit aquarellähnlichem Farbverlauf erzeugt. Blumen und Pflanzen, Landschaften und Himmelsfarben sind meisterhaft eingefangen und faszinieren das Auge des Betrachters. Grundsätzlich sind auch die menschlichen Figuren sprechend gestaltet, doch führt die Detaillierung mit scharfen Tuschelinien manchmal zu etwas irritierenden Effekten. Vielleicht wollte der Autor

(in Frankreich lebend) die Gesichter bewusst europäisieren, jedenfalls sind meistens die Nasenformen höchst „unchinesisch“ und viel zu lang. Man sagt den Chinesen ja nach, dass sie die Europäer wegen ihrer „Langnasen“ etwas verspotten, doch hier passt eine solche Gestaltung einfach nicht zum Umfeld. Vieles an diesem Buch ist also beeindruckend, auch durch die Fremdartigkeit der Kleidung, Frisuren und der Landschaften, aber solche Patzer dämpfen die Begeisterung doch etwas. Dennoch gibt es allen Grund, das Buch grundsätzlich zu empfehlen, allerdings empfiehlt sich wohl erwachsene Begleitung bei den dämonischen und zorngefüllten Abbildungen.



Satomi Ichikawa: Freunde sind wir. a. d. Italienischen v. Edmund Jacoby. Jacoby & Stuart 2019 · 32 S. · ab 4 · 14.00 · 978-3-96428-027-5 ★★★★★

Freunde – wohl jeder Mensch könnte zu diesem Begriff eigene Erfahrungen beisteuern, eigene Erlebnisse erzählen und in eigenen Erinnerungen schwelgen. Zumindest hoffe ich, dass jeder diese wunderbare „Sache“ kennt und sie wertschätzt. In meinen Augen ist das Schönste an Freundschaft, dass sie ungebunden ist, unabhängig von Alter, Geschlecht, Nationalität oder sonstigen angeblichen Unterscheidungsmerkmalen. Und auch wenn Facebook und ähnliche Plattformen uns an-

deres versprechen: Freundschaft braucht den direkten „Draht“, den unmittelbaren Kontakt. Der muss nicht ständig vorhanden sein, kann manchmal jahrelange Unterbrechungen hinnehmen, aber ohne Sehen, Hören und Fühlen, dass der andere existiert, wird es nicht gehen.

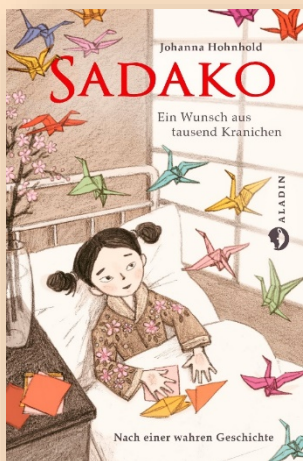
Kinder sind mit Sicherheit die am meisten „Befreundeten“, das geht ganz schnell, kann sich allerdings auch rasch wieder ändern. Dennoch spielt Freundschaft bei Kindern eine besonders große Rolle, weil sie Langeweile vertreibt, Geheimnisse teilt, Vorbilder schafft, Angriffen von außen standhält, Hürden überwindbarer und überhaupt den Alltag schöner macht. Und genau darum geht es in diesem Buch, das eine Art „Hohelied der (kindlichen) Freundschaft“ singt. Und gerade das Singen meine ich wörtlich, denn die Textzeilen dieses Buches sind stets gereimte Zweizeiler. Gerahmt wird die Fülle an Beispielen von Vorzügen und Begleiterscheinungen der Freundschaft von einem Vierzeiler, der die Einleitung, den Schluss und den Rückcovertext bildet:

Freunde sind wir an warmen Tagen,
Freunde, wenn wir Handschuhe tragen.
Freunde sind wir von Juni bis Mai,
Denn Freunde bleiben sich immer treu.

Das erinnert ein wenig an die typischen Gedichte früherer Poesiealbum-Eintragen, aber es hat nicht nur den Klang davon, sondern auch die unbestreitbare tiefe Wahrheit. Jacoby ist es gelungen, den Tonfall wie die harmonische Versform glaubwürdig ins Deutsche zu übertragen. Dabei ist es doch ein bemerkenswertes Konglomerat verschiedener Nationaleinflüsse, die sich hier – auch in Freundschaft – die Hand gereicht haben: Eine japanische Autorin, die in Paris lebt, ein Buch, das ursprünglich auf Italienisch erschien und jetzt auf Deutsch vorliegt. Toll!

Mindestens ebenso wichtig wie die Textzeilen sind aber die höchst feinsinnigen Bilder, die die Autorin ebenfalls beisteuerte. Ganz zarte und liebevolle Federzeichnungen sind es, die jeweils fast die komplette Seite gerahmt füllen, in staubig gedeckten Farben koloriert und mit einer delikaten Ausgewogenheit von überbordenden Details und größeren Fast-Leerflächen. Meist stehen sich zwei Versionen eines Motivs gegenüber, in einer Art Vorher-Nachher oder „was daraus entstehen kann“. Wie die Texte, so sind auch die Illustrationen von zeitloser und nicht deutlicher verorteter Allgemeingültigkeit, sie historisieren nicht, könnten aber statt aus der Jetztzeit auch aus vergangenen Jahrhunderten und vielen Ländern der Erde stammen.

Alles zusammen erschafft eine Wohlfühlatmosphäre, die Betrachter jeden Alters ergreifen wird und dabei gleichzeitig Lust auf freundschaftliches Miteinander und Verständnis für den typischen Schabernack erzeugt, wie er Gruppen von Kindern (und manchmal auch Erwachsenen) leicht und gerne entspringt. Ein Buch zum Träumen, für Kinder von den Freuden gemeinsamen Spielens, für die Großen von den Freuden der Kindheit. Und keiner sagt, dass man das nicht aus der Kindheit herüberretten kann.



Johanna Hohnhold: Sadako. Ein Wunsch aus tausend Kranichen. Ill. von Gerda Raidt. Aladin 2017 · 144 Seiten · 11.95 · ab 10 · 978-3-8489-2099-0

★★★★★

72 Jahre ist es 2017 her, dass der Zweite Weltkrieg endete, im Mai in Europa, im August des gleichen Jahres auch in Asien mit der Kapitulation Japans. Vorausgegangen war am 6. August 1945 der Abwurf der Atombombe auf die Stadt Hiroshima, gefolgt von einem zweiten Abwurf auf Nagasaki. Allein in Hiroshima forderten die Explosion und die nachfolgende Strahlung bis heute knapp 300.000 Opfer, es blieb bis heute glücklicherweise die einzige Anwendung dieser furchtbaren Waffe.

Vor diesem Hintergrund spielt die Geschichte dieses Buches – und es fällt mir sehr schwer, in diesem Zusammenhang das Wort „spielt“ zu verwenden. Es beginnt im Jahre 1954, als das 12-jährige Mädchen Sadako Sasaki für die 4x100-Meter-Staffel eines Sportwettkampfes japanischer Schulen ausgewählt wird. Es ist eine große Ehre, die eigene Schule vertreten zu dürfen, doch hat sie auch Angst vor der Verantwortung. Sadako lebt in Hiroshima, sie hat den Atombombenabwurf mit dem Großteil ihrer Familie überlebt, nur ihre Großmutter kam ums Leben. Zum neunten Jahrestag der Katastrophe findet im Friedenspark der Stadt wie jedes Jahr eine Gedenkfeier statt, bei der Blumen für die Opfer niedergelegt werden.

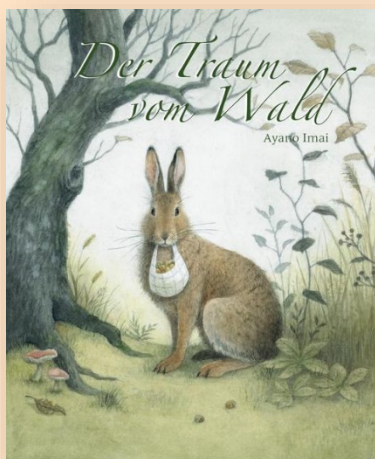
Im Januar 1955 startet Sadako ihr Rennen, und obwohl ihre Mitläuferinnen nur mäßig erfolgreich sind, gewinnt sie den Staffellauf für ihre Schule. Völlig erschöpft bricht sie im Ziel zusammen, doch im Krankenhaus erfährt sie, dass es nicht nur Verausgabung ihrer Kräfte war, die sie zusammenbrechen ließ. Als Spätfolge der Strahlenbelastung ist sie, wie viele andere auch, an Leukämie erkrankt. Monate im Krankenhaus folgen, die Familie steht der Erkrankung recht hilflos gegenüber, kann sich noch dazu die Behandlung kaum leisten. Doch Sadakos beste Freundin hat eine Idee: Einer alten Legende folgend bringt sie Sadako Papier ins Krankenhaus und lehrt sie, mit der Origamitechnik Kraniche zu falten. Man sagt nämlich, dass einen Wunsch frei hat, wer tausend solche Kraniche gefaltet hat. Und Sadako macht sich ans Werk. Anfangs scheint es, dass

die Behandlung anschlägt, es geht ihr besser, und sie schafft 721 Kraniche zu falten, bevor sie am 25. Oktober 1955 doch stirbt.

Doch ihre Freunde und ihre Schule lassen das Falten dieser Papierkraniche zu einer weltweiten Aktion für den Frieden und gegen Atomwaffen werden, die bis heute Kinder und Jugendliche aus der ganzen Welt vereint, die ihre Kranich-Ketten nach Hiroshima schicken, wo sie als Zeugnis des gemeinsamen Friedenswillens aufbewahrt werden. Dies ist zunächst der Inhalt dieses Buches, das neben Sadakos Geschichte historische Details, Informationen über die Aktion und vor allem die Faltanleitung für den Kranich enthält.

Dabei ist die Geschichte nach 117 Seiten zu Ende, doch in diesen wenigen Seiten entfaltet sie eine überraschende, stille Kraft. Johanna Hohnhold gelingt es, in wenigen Sätzen ganze Panoramen entstehen zu lassen. Sie ermöglicht Einblicke in die historischen Ereignisse, erschafft die Atmosphäre der japanischen Gesellschaft in den ersten Nachkriegsjahren, die noch viel weiter als heute vom westlich-europäischen Lebensstil und Denken entfernt ist. Und sie lässt den Leser zutiefst ergriffen sein vom Schicksal des Mädchens Sadako, das beispielhaft für viele Opfer von Kriegen, besonders aber von jenem Strahlungsangriff steht. Man freut sich mit ihr, leidet mit ihr, hofft mit ihr und fühlt nahezu körperlich das Schwinden der Lebenskraft. Unterstützt wird die bildhafte Sprache durch die sanften Bleistiftzeichnungen der Illustrationen, die vor allem japanische Details in Frisuren und Kleidung, aber auch die wiederkehrenden Kranichfiguren anschaulich machen.

Zwei Reaktionen sind symptomatisch für diese Geschichte: Man empfindet Wut und Trauer über das – in Wahrheit eigentlich unsinnige – Leiden und Sterben dieser vielen Menschen und möchte an der Ächtung solcher Taten teilnehmen und für den Frieden kämpfen. Dies umso mehr, als in unseren Tagen vermehrt wieder die Gefahr atomarer Auseinandersetzungen greifbar erscheint. Und man möchte sich in die lange Reihe der motivierten Kranich-Falter einreihen, die ein scheues, aber wirkmächtiges Zeichen der Solidarität setzen. Was steht dem entgegen? Nichts. Die Anleitung ist nachvollziehbar im Buch zu finden, die Adresse ebenfalls. Ans Werk!



Ayano Imai: Der Traum vom Wald. a.d. Englischen von Jakob Thusswaldner. minedition 2018 · 40 S. · 14.95 · ab 4 · 978-3-86566-330-6

★★★★★

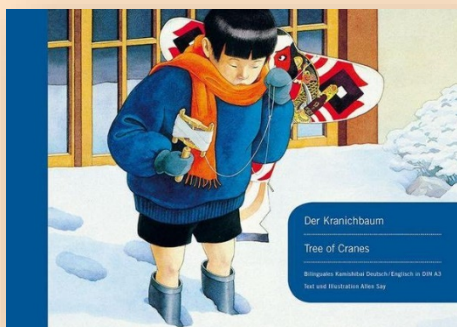
Wer hat schon einmal darüber nachgedacht, wie eigentlich Wälder entstanden sind? Wie konnten die Samen der Bäume und Sträucher, die ja fest im Boden verankert sind, über viele Meter, ja, Kilometer verbreitet werden? Mit dem Wind können Löwenzahn-Schirmchen sicher weit fliegen, aber Zapfen, Eicheln und ähnliches? Natürlich wissen die Erwachsenen (hoffentlich), dass es die Tiere sind, die zur Verbreitung des Baumnachwuchses beitragen: Eichhörnchen, die Nüsse vergraben, Vögel, die Samen fressen und keimfähig wieder ausscheiden, andere Pflanzenfresser, die Früchte sammeln und unabsichtlich in der Landschaft verteilen. Eine schöne Vorstellung, die in eine paradiesische Welt passt, in der der Mensch noch nicht sein Unwesen treibt.

Der Junge in diesem Buch meint in einer solchen Umgebung zu sein. Weit und breit keine Häuser, nur „Gegend“, in der er verschiedene Tiere sieht. Doch seine Fantasie spielt ihm eine Vision vor: Alle Tiere betätigen

sich als Gärtner eines künftigen Waldes, sie haben Samen, Nüsse und Eicheln gesammelt und vergraben sie nun in den Boden. Da gibt es Hasen, Vögel, Eichhörnchen und Bären, die wir sicher niemals bei solchen „Geschäften“ beobachten werden. Und als der Junge, ermüdet vom vielen Schauen, einschlummert, hört und sieht er, dass es auf diese Weise möglich wäre, für künftige Generationen einen neuen Wald zu „erschaffen“, der die früheren Abholzungen durch Menschen wieder ersetzt und die Ökologie restauriert. Was für eine schöne Vorstellung! Und sie trifft auch noch die Wirklichkeit – wenn wir wollen.

Das genau ist der Punkt, um den es Imai geht: Sie möchte uns animieren, unseren Beitrag zur möglichen Renaturierung zu leisten. Dass uns die Tiere diese Arbeit abnehmen, wäre vielleicht in früheren Zeiten möglich gewesen, heute lassen wir das kaum mehr zu. Aber wir selbst, wir haben all diese Möglichkeiten in der Hand, wir können leicht tätig werden, zum Nutzen der Umwelt, zum Nutzen unserer Nachkommen, vor allem aber auch zu unserem eigenen Nutzen. Dass das möglich ist, beweisen schon zahlreiche halbprivate Aufforstungsinitiativen weltweit, und wir wissen es eigentlich auch. Doch zwischen Wissen und Tun liegen manchmal Welten, und diese Gräben will Imai überwinden helfen. Ihre Texte sprechen uns direkt an, sind schon für die Kleinen verständlich und motivieren nach Kräften.

Mehr noch sollten uns aber die zauberhaften Bilder motivieren. Zarte Landschaftsszenen wecken die Sehnsucht nach einer unberührten, intakten Umwelt; ein leicht überhöhter Realismus ruft uns die Schönheit der Natur ins Gedächtnis zurück, weckt die Erinnerungen an paradiesische Archetypen, die wir in der Wirklichkeit längst eingeebnet, asphaltiert und chemisch getötet haben. Wir vernichten, sagt uns die Statistik, mehr als 30 Millionen Hektar Wald pro Jahr, ein halbes Fußballfeld pro Sekunde. Aber es gibt einen Rückweg! Ich habe oft die Vorstellung, dass die Natur so wenig auf uns angewiesen ist, dass sie über unsere Entsorgung nachdenkt. Noch ist es Zeit, uns wieder zu versöhnen. Einen kleinen Schritt dazu zeigt uns Ayano Imai in ihrem Buch auf. Wer geht mit?



Allen Say: Der Kranichbaum. Mein erstes Weihnachtsfest. a.d. Amerikanischen von Gabriela Bracklo. Edition Bracklo 2019 · 34 S. · ab 6 · 19.80 · 978-3-946986-06-5 ★★★★★

Was werden Kinder sagen, die den ersten Satz dieses Buches lesen? „Als ich noch zu klein war, um lange Hosen tragen zu dürfen, machte sich Mama immer Sorgen, ich könnte im Teich der Nachbarn ertrinken.“

Wer kann sich das heute noch vorstellen? Ich kann das, denn in meiner Kindheit in den 1950ern waren kurze Hosen für Jungen auch von Ostern bis

Oktober „Pflicht“. Die Sorge mit dem Ertrinken im Teich allerdings passt mir eher zu den heute üblicheren Helikopter-Eltern. Wie auch immer, der unbenannte japanische Junge in diesem zauberhaften Bilderbuch ertrinkt zwar nicht im Teich, holt sich aber beim Spielen am Wasser im Winter eine tüchtige Erkältung. Deswegen hat er auch ein bisschen Angst, dass seine Mutter auf ihn böse sein wird, doch als er nach Hause kommt, ist seine Mutter zu beschäftigt, um zu schimpfen: Sie faltet Kraniche aus Origami-Papier.

Das ist eine japanische Sitte, wenn man einen besonders großen Wunsch hat – man faltet tausend Origami-Kraniche (siehe hier S. 9, „Sadako“). Was der Wunsch der Mutter ist, erfahren wir erst später, aber sie tut an

diesem Nachmittag noch einige für den Jungen sehr unverständliche Dinge. Er selbst allerdings muss zunächst heiß baden und dann, nach einer Reisschleim-Suppe, wird er ins Bett gesteckt. Erst später kommt seine Mutter zu ihm und erklärt sich: Sie stammt ursprünglich aus einem fernen Land namens Kalifornien, wo man am Datum des aktuellen Tages einen Baum ins Haus holte, mit Kerzen und Dekoration schmückte und Geschenke austauschte. Es ist nämlich der Weihnachtstag, und die Kraniche sollen mit Kerzen zusammen eine Kiefer aus dem Garten schmücken. Der Junge kennt diesen Brauch nicht, findet aber sowohl den Lichterbaum als auch die folgenden Ereignisse höchst wunderbar. Denn mit dem Baum allein ist Weihnachten ja noch nicht komplett.

Es ist faszinierend, einmal durch die Augen eines nicht in unseren Traditionen aufgewachsenen Menschen die Begleitumstände unseres Weihnachtsfestes zu betrachten. Für uns ist dies alles selbstverständlich, dazu meist noch verquickt mit allem möglichen Kitsch und Konsum. Dieser Junge erlebt ein ganz persönliches Weihnachtswunder, sogar ohne dass auf den christlichen Hintergrund hingewiesen wird. Das Wichtigste der Botschaft allerdings ist vorhanden: Es geht um Frieden, um Liebe und Füreinander-da-sein. Und da der Junge eigentlich in Sorge war, seine Mutter könne ihm allzu böse sein, er vergeblich auf ihren „Krankenbesuch“ wartete und sich schuldig fühlte, ist der Kontrast zu dem überraschenden Höhepunkt des Abends umso heftiger.

Allen Say schreibt diese Geschichte in einer sehr einfachen, aber gefühlvollen Sprache, die auch in Gabriele Bracklos Übersetzung natürlich und unverstellt klingt. So schön aber der Text auch ist, er wird von den Bildern noch übertroffen. Say zeichnet in einer fast hyperrealistischen Weise Momentaufnahmen, die keinen Augenblick Zweifel an der Verortung der Geschichte lassen, aber dennoch universell verständlich bleiben. Kunstvolle Blickführungen, meisterhafte Stoffdarstellungen und Faltenwürfe, tiefe Ruhe sowie ein dramaturgisch gekonnter Umgang mit Nähe und Ferne, Fülle und Leere – all das erfreut nicht nur das Auge des Betrachters, sondern schafft dabei auch Raum zu eigenem Nachsinnen und Meditieren. Jede Körperhaltung, jedes mimische Detail spricht mehr, als jeder Text das könnte. Und wenn wir im Nachwort erfahren, dass Allen Say von amerikanischen Freunden aufgezogen wurde, weil „sein“ Schneemann nur aus zwei statt der üblichen drei Schneekugeln bestand, versteht man sofort, warum ihn die deutsche Ausgabe seines amerikanisch-japanischen Bilderbuches so freute: Es sind deutsche Traditionen, die Weihnachten überwiegend und weltweit prägen. Was für eine anheimelnd-fremdartige Weihnachtsgeschichte!



Thé Tjong-Khing: Kunst mit Torte. Moritz 2017 · 32 S. · 13.95 ·
ab 4 · 978-3-89565-333-9 ★★★★★

Gibt es Bücher mit doppeltem Boden? Und ist hier so eines? Für den unbefangenen Leser/Betrachter beginnt auf der ersten Seite ein Traum: Da träumt Frau Hund nach der Lektüre zahlreicher Kunstbildbände eine recht wilde Geschichte vom Diebstahl eines Bildes in einem Museum, bei dem der maskierte Dieb von allen Museumsbesuchern über Stock und Stein und Berg und Tal verfolgt wird, wobei sich die Verfolger auch noch untereinander zanken und zum Teil verletzen. Eine richtige „Räuberpistole“ also, die

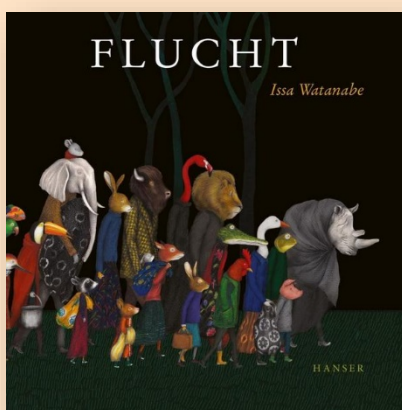
so aktionsreich und spannend ist, dass man zunächst das komplette Buch durchblättert, um der Krimihandlung zu folgen.

Erst im zweiten Anlauf, und natürlich beflügelt durch das Ende der verfolgungsjagd, das hier nicht verraten wird, erkennt man, dass weder die Bildbände der Einschlaflektüre noch die ausgestellten Gemälde im Museum noch die Landschaften, durch die die wilde Jagd nach dem Dieb hindurchpoltert, irgendwie zufällig oder nur dekorativ sind. Wir werden, so wir bereit sind, uns auf Neues einzulassen, einmal quer durch die Kunstgeschichte der letzten etwa 150 Jahre geführt. Das war und ist keine homogene Geschichte, sie war gezeichnet von Umbrüchen, Umwälzungen in Stil, Empfindung und Umsetzung optischer Eindrücke und ihrer bildlichen Darstellung.

Nur ein an den Großen der Malerei geschulter und ihnen oft fast ebenbürtiger Künstler kann es wagen, die Werke der ganz „Großen“ in ein Bilderbuch mit durchgängiger Handlung einzuarbeiten, mal mit kongenial nachempfundenen Originalwerken (z.B. Hokusais „Welle“), mal durch Zitieren typischer Details, Maltechniken oder Genreszenen. Tjong-Khing gelingt es, diesen künstlerischen Anspruch zu erfüllen und ihm gerecht zu werden. Ob Impressionist oder Surrealist, Expressionist oder PopArt-Künstler, er versteht ihren Duktus, ihr Wesen und er kann es nachschöpfen.

Es ist nicht immer leicht, jüngere Kinder für Kunst zu begeistern, die Sehgewohnheiten des medialen Zeitalters streiken ja oft schon bei Schwarzweißfotografie. Doch der hier verwendete „Trick“ der Verknüpfung mit einer „Spielhandlung“ hilft beim Überwinden der Eingangsschwelle und dürfte so seine Aufgabe erfüllen. Beeindruckend ist dabei auch die Kunst, mit der eine ebenfalls mehrbödige Geschichte ganz ohne Worte erzählt werden kann und wird.

Dies ist nicht das erste Bilderbuch, das sich der Vermittlung von Kunst an Kinder verschrieben hat, aber es ist ein weiterer erfolgreicher Versuch voller Kunstfertigkeit und Kreativität. Und die Frage, ob es Bücher mit doppeltem Boden gibt, beantwortet sich hier von selbst: Dies ist eines davon. Sehr schön!



Issa Watanabe: Flucht. Hanser 2020 · 40 S. · 16.00 · ab 4 · 978-3-446-26822-7 ★★★★★

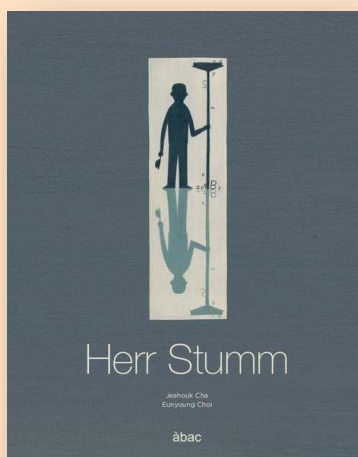
„Flucht“ – viel kürzer lässt sich das nicht zusammenfassen. Wie ein Donnerschlag schlägt uns der Titel bereits das Thema um die Ohren. Für manche wird das vielleicht schon eine Zumutung sein, doch wenn wir Nichtbetroffenen schon darunter zu leiden behaupten, wie mag es den Betroffenen ergehen? Dieses eine Titelwort ist das einzige, das Watanabe zu uns spricht. Es braucht auch nicht mehr, denn ihre Bilder sagen mehr als genug.

Erzählt, oder besser: dargestellt, wird das Schicksal einer Gruppe von Tieren. Woher sie kommen, warum sie flüchten, wie es überhaupt dazu kam – all das bleibt wortwörtlich im Dunkeln. Denn sämtliche Bilder eint der Kontrast buntfarbiger Figuren vor einem fast schwarzen Hintergrund, mal schemenhaft als unbelaubter Wald erkennbar, mal als aufgewühltes Meer. Dennoch gibt es nie den Hauch eines Zweifels, welches Schicksal die bunte Schar vereint: Sie schleppen in kleinen Koffern oder Tragetüchern ihre Habe mit sich, halten die Kleineren und Schwächeren an den Händen und

streben unaufhaltsam voran, hier stets nach rechts aus dem Bildausschnitt heraus. Keiner sieht froh oder entspannt aus, sie sind gebeugt unter der Last einer ungewissen Zukunft und der Trauer über die verlorene Heimat.

Und sie haben einen Begleiter, der stets nahe, aber doch getrennt bleibt: Ein Skelett eines Kindes in buntem Tuch ist es – der Tod, begleitet von einem blauen Ibis, der in der ägyptischen Mythologie für den Gott Thot stand, den Protokollanten des Totengerichts. Über viele Seiten bewegt sich die stetig größer werdende Gruppe voran, bis sie – scheinbar – ein Ziel erreichen: Das Ufer des Meeres. Ein kleines Boot nimmt sie auf, welches das Schicksal so vieler Flüchtlingsboote teilt: Mitten auf hoher See kentert es und die Flüchtlinge versuchen schwimmend das Land zu erreichen. Nicht alle schaffen es, Tod und Ibis müssen tätig werden. Wir erfahren nicht, ob die Geschichte dieser Flucht letzten Endes gut endet, es gibt Hinweise, aber nichts ist sicher. Ganz wie in der Realität.

Schier unglaublich, wie es Watanabe gelingt, eine Woge komplexer Gefühle nachvollziehbar zu machen, ohne ein einziges Wort oder eine ausgeprägte Mimik ihrer Figuren. Aber man spürt die schwindende Hoffnung, meint die Angst zu riechen, versinkt mit der Gruppe in Trauer, als es Opfer gibt. Vor allem aber entfacht die Autorin Denkprozesse: Können wir uns auch nur ansatzweise vorstellen, was es heißt, alles hinter sich zu lassen, sein Leben aufs Spiel zu setzen für die dürre Hoffnung, es besser und friedlicher vorzufinden? Und was ist mit der Enttäuschung, wenn Grenzen dicht sind und man in Lagern sein Überleben wagen muss? Ein wenig entsetzt war ich über meinen eigenen Gedanken, dass man unter Umständen diese exotischen Tiere mitleidvoller betrachtet als „echte“ menschliche Flüchtlinge, die sich höchstens durch Bart, Kleidung und Religion von uns unterscheiden. Peinlich, wenn es so wäre. Und mehr als nur gut, wenn ein Buch das zur Sprache bringt. Nicht durch Predigen, denn das geht nicht ohne Worte. Sondern nur, indem es uns Leser ans Nachdenken bringt, egal wie alt wir sind. Übrigens: Tiere, die wegen der Zerstörung ihrer Lebensräume ebenfalls um ihr Überleben kämpfen, gibt es natürlich leider auch.



Jeahouk Cha & Eunyoung Choi: Herr Stumm. abac 2017 · 36 S. · 14.95 · ab 4 · 978-8-4947-0402-4 ★★★★★

Das waren noch Zeiten, als unsere Umwelt rein, klar und still war! Wir schwärmen oft von diesen bukolischen Zuständen, doch wann soll das eigentlich gewesen sein? In der grauen Vorzeit, bevor menschliches Leben die Erde bevölkerte, waberten giftige vulkanische Dämpfe durch die atmosphärischen Nebel, später erst entstand Sauerstoff, der einen großen Teil des damaligen Lebens vergiftete. Vom Altertum bis in die Neuzeit gab es weder Kanalisation noch Müllabfuhr, von sauber oder gar rein war keine Rede, doch die Zahl der Menschen war auch noch recht klein. Dann begann die Industrialisierung, der Rauch von Dampfmaschinen mischte sich mit den giftigen Abwässern der Fabriken, noch in den 1960er Jahren lohnte sich im Ruhrgebiet das Wäschetrocknen kaum und Fische aus dem Rhein waren ungenießbar (ich kann mich gut erinnern). Doch meist beklagten sich nur Wenige über den Dreck, galten rauchende Schlote und stinkende Fabriken doch als Garanten wirtschaftlichen Aufschwungs.

Erst seit einigen Jahren wird uns mehr und mehr bewusst, dass die Verschmutzung von Luft und Wasser, die Vergiftung von Böden und das Übermaß an Abfällen in den Meeren nicht nur ungesund und lebensgefährlich, sondern auch störend und vermeidbar sind. Und ein neuer Begriff kam auf: Die akustische Umweltverschmutzung, die ständig zunehmende Belastung durch Geräusche und Krach in einer immer dichter bevölkerten Welt. Um sie geht es letztlich in diesem Buch – und um den Versuch, ihrer Herr zu werden.

Der ihrer „Herr“ werden soll, ist „Herr Stumm“, der Titel-„Held“ der Geschichte, die uns ganz ohne Worte erzählt wird. Wir sehen auf plakativ vereinfachten Bildern in stumpfen, kühlen Farben ganz alltägliche Situationen: Menschen unterhalten sich, machen Geräusche, man sieht (!) Schritte, Klirren, Motorenlärm. Wie man so etwas sehen kann? Nun, den Autoren ist ein Trick gelungen, den wir alle eigentlich kennen, spätestens aus Comics: Auch Geräusche lassen sich in Wörter, also Buchstabenkombinationen, umsetzen. In Comics sind das meistens lautmalerische Kurzworte wie „klirr!“, „rumms!“, „zack!“ oder ähnliche, hier entstehen ganze Soundkaskaden aus willkürlichen Buchstabenfluten, da man ja selten nur ein einzelnes Geräusch hört. Als Folge davon „ertrinken“ viele Personen in Buchstabenfontänen, die sie selbst produzieren und die sie allmählich unter sich begraben. Manchmal kommen gezeichnete Symbole wie stilisierte Schuhsohlen als Ausdruck von Schritten oder Fantasiezeichen für schnurrende Katzen oder knurrende Hunde dazu, selbst Haie im Wasser sind nicht völlig lautlos.

Auf den ersten Blick irritiert diese Symbolik, sind wir es doch nicht gewöhnt, akustische Reize als visuelle Bilder wahrzunehmen. Doch mehr und mehr erschließt sich, wie im Wortsinn „sprechend“ diese Darstellungsweise ist. Natürlich haben wir noch nie erlebt, dass unser Gegenüber hinter einem Wortschwall nicht mehr zu sehen war, das Gefühl, mit Worten oder Lärm „zugemüllt“ zu werden kennen wir aber wohl alle. Doch wenn wir den Hilferuf nach einem Ende der Lärmüberflutung eben verstanden haben und uns gerade fragen, wer uns davon befreien sollte, taucht im Hintergrund der Bilder eine Art Straßenkehrer auf, in blauer Uniform mit einer Warnweste, auf der wir seinen Namen, „STUMM“, erkennen können. Und der fegt mit seinem Besen unermüdlich und hingebungsvoll all den Buchstabenunrat zusammen, entsorgt das sinnlose Gebrabbel, das uns den Tag über einhüllte und macht die Welt frei für einen neuen, sicher wieder geräuschvollen Tag. Er ist dabei der Einzige, der selbst keinerlei „Buchstabensalat“ produziert, vielleicht weil er selbst wirklich stumm ist, vielleicht auch nur, weil er als Einziger den akustischen Müll als solchen erkannt hat.

Es gibt bis zum Ende des Buches weder eine ausdrückliche Erläuterung des Gesehenen noch eine Handlungsanweisung, welche Konsequenz der Leser/Betrachter aus der Geschichte ziehen soll. Auch das Buch selbst bleibt dazu also stumm. Doch braucht jemand dazu eine Erklärung? Ist es nicht längst schon überdeutlich, dass eine Inflation von Unterhaltung, Lärm, ständig dudelnder Musikuntermalung nichts mehr mit so wichtigen Dingen wie Kommunikation, dem Lauschen auf zwitschernde Vögel oder dem Genuss von Musik zu tun hat? Unser Hörnerv uns zeigt, dass ihn manchmal das Hören nervt? Dass wir uns selbst mutwillig akustisch überfüttern, gar nicht mehr zuhören können und wollen, sondern alles mit einem Geräuschbrei zukleistern? Und da es Herrn Stumm und seine segensreiche Tätigkeit nicht wirklich gibt, ist es an uns selbst, Phasen der Stille, der Einkehr und des aktiven Hörens zu schaffen und uns dabei zu erholen. Manche beklagen vermehrte Sprachlosigkeit in zwischenmenschlichen Beziehungen – vielleicht sind manche es leid, ständig gegen das „Rosa Rauschen“ sinnloser Wörterfluten anzukämpfen? Viel Stoff zu selbstkritischer Betrachtung und stillem Nachdenken also, zu finden in einem ruhig-schönen Buch.



Liu Xun: Zähnnchen, Zähnnchen, auf das Dach! a.d. Chinesischen von Leonie Weidel. Edition Bracklo 2019 · 36 S. · ab 6 · 19.80 · 978-3-946986-05-8 ★★★★★

Manche Kinder können es gar nicht erwarten, bis endlich der erste Milchzahn ausfällt: Jetzt sind sie schon soo groß, beinahe erwachsen. Manchmal scheint das ein größerer Einschnitt im Leben zu sein als die Einschulung, obwohl beides zu ähnlichen Zeiten geschieht. Was man mit diesem Zähnnchen macht, darüber gibt es die unterschiedlichsten Vorstellungen und Rituale. Bei uns hat sich inzwischen die Zahnfee dafür etabliert, gesammelt werden die Zähne meist sowieso (ich habe meine Milchzähne auch noch in einer alten Leukoplastdose, allmählich sind es ja Antiquitäten). In China, so lernen wir hier, soll man den ersten ausgefallenen Milchzahn auf das Dach werfen, damit das Kind groß und stark wird.

Der kleinen Niuniu ist es heute Nacht passiert, ihr Schneidezahn ist ausgefallen. Da sie vom Opa weiß, was dann zu tun ist, sucht sie ihn, denn nur er ist stark genug, den Wurf bis aufs Dach zu schaffen. Da fällt ihr ein, dass er zum Haarschneiden wollte. Leise schleicht sie sich aus dem Haus, denn es ist noch früh und die heimatliche Gasse still. Wie immer begegnet sie vielen Freunden, Kindern und Erwachsenen, denn die alte Gasse ist wie eine große Familie. Und während sie erst zum Friseur geht, den Opa dort aber nicht findet, weil er schon bei den Schachspielern sitzt, vergeht die Zeit.

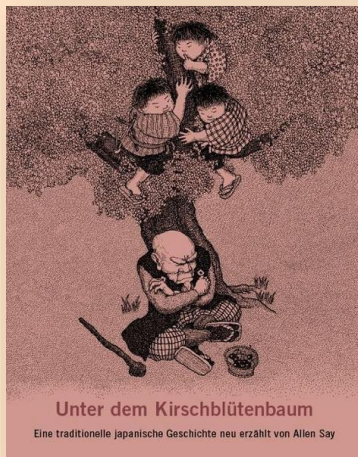
Die alte Gasse erwacht mehr und mehr, es wird lauter und turbulenter. Am Ende geht der Opa mit ihr nach Hause, wirft den Zahn mit dem titelgebenden Spruch auf das Dach und erzählt der Kleinen, dass schon sein eigener Milchzahn und der von Niunius Vater dort liegen, geschützt vom alten, grasbewachsenen Dach. Doch die Tage des alten Hauses und der engen Gasse sind gezählt. Überall sieht man rote Schriftzeichen in einem Kreis, die bedeuten, dass die Häuser demnächst abgerissen werden, um Platz für große Hochhäuser mit modernen Wohnungen zu schaffen. Gerade so, wie dem ausgefallenen Milchzahn neue, größere Zähne folgen werden.

Hierzulande haben wir so etwas in den späten 1960er Jahren erlebt, als im Westen Altbauten und enge Stadtquartiere rücksichtslos platt gemacht wurden, um „modern“ – und wie wir heute wissen, gesichtslos – gestaltet zu werden. Das mag die Städteplaner begeistert und beflügelt haben, die dort Wohnenden haben dem Alten sicher manche Träne nachgeweint. Schließlich sind Häuser nicht nur „Behausungen“, sondern auch gefüllt mit Erinnerungen, die von jeder abgeplatzten Ecke und jedem Riss in der Wand aufs Neue belebt werden. Die Volksrepublik China versucht jetzt mit Riesenschritten und auch mit leicht gewaltsamem Nachdruck, ganz schnell den Sprung in die Jetztzeit, in die Moderne zu schaffen. Auf der Strecke bleiben nicht nur alte Quartiere, sondern auch die gemütliche, familiäre Lebensweise, die nur in solchem gewachsenen Umfeld existierte.

Liu Xun hat dieser allmählich historisch werdenden Wohnform ein mehr als eindrucksvolles Denkmal gesetzt, indem sie in dieser Geschichte die jeweils realen Veränderungen von Zahnbestand und Wohnsituation miteinander verknüpfte. Bereits der leicht eingängige Text vermittelt die Erinnerung an eine verlorene Welt. Doch noch eindringlicher gelingt das den zart aquarellierten Zeichnungen, die auch die passenden optischen

Reminiszenzen dazu liefern. Auf den ersten Blick denkt man schnell, wie rückständig doch diese Gasse sei, mit zerbröselnden Wänden, bröckelndem Putz und wilden Drahtinstallationen zur Stromversorgung. Der zweite Blick jedoch enthüllt die Intimität dieser Bereiche, wo die Menschen auf der Gasse lesen oder schlafen, überall Pflanzen und Vogelkäfige abgestellt sind und die Katzen und Hunde herumschleichen.

Man kann sich leicht vorstellen, wie sicher sich ein vermutlich ca. sechsjähriges Mädchen in dieser freundlich-vertrauten Umwelt fühlen mag, wo jeder Jeden kennt und auch ein wenig über den Nachbarn wacht. Ob das in der „schönen“ Zukunft auch noch so sein wird? Die kalten Beton- und Glastürme an der Peripherie lassen Schlimmes ahnen. Weder Liu Xun noch Niuniu oder ihr Opa werden die Entwicklung aufhalten, aber wenigstens die Erinnerung an eine vergehende Welt erhält sich so auf eine recht wehmütig stimmende Weise. Danke dafür – und schade, dass man hierzulande so eine Geschichte kaum sieht.



Allen Say: Unter dem Kirschblütenbaum. Eine traditionelle japanische Geschichte neu erzählt. aus dem Amerikanischen von Gabriela Bracklo. Edition Bracklo 2021 (2016) · 36 S. · 19.80 · ab 6 · 978-3-9815066-8-6

Es war eine der ersten Kulturformen der Menschheit: Das Erzählen und damit Weitergeben und Erinnern von Geschichten. Man brauchte dazu keine Schrift, keine Bücher, keine „anderen“ Speichermedien – aus der Fähigkeit einzelner Menschen, Geschichten und Wahrheiten packend wiederzugeben entwickelte sich alles, was heute Literatur oder Geschichtsschreibung ist. Bei uns in den westlichen Gesellschaften ist diese Fähigkeit fast untergegangen, manche älteren Leute oder Poetry-Slammer üben sie noch aus. Andere Länder haben andere Traditionen und kennen den Geschichtenerzähler noch, so auch Japan. Dort gibt es die Kunst des rakugo, der Darbietung komischer Monologe, zu denen auch kürzere Geschichten „zum Einheizen“ gehören, die makura genannt werden. Eine solche hat hier Allen Say, selbst in Japan geborener US-amerikanischer Illustrator, in Bilder und Worte gefasst.

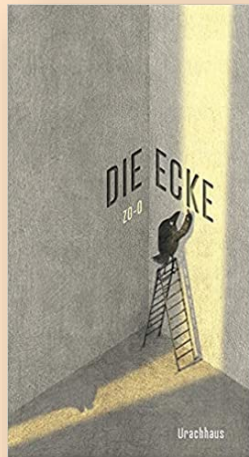
Es geht um ein kleines Dorf, in dem ein ebenso reicher wie verbitterter alter Mann lebt, dem alle Grundstücke und Häuser gehören. Er kennt, ein gleichermaßen zutreffendes wie gerne gebrauchtes Motiv, weder Lebensfreude noch Gefühle positiver Art. Regelmäßig erhöht er die Mieten für die anderen Dorfbewohner und ärgert sich, wenn die mal von ihrem wenigen Ersparten ein Fest feiern. Und zumindest die Zeit der Kirschblüte, soviel weiß auch ein Japan-wenig-Kenner, ist immer ein Grund zum Feiern. Als der Alte wieder einmal voller Ärger an diesem Fest teilnimmt und abgesondert ein paar Kirschen isst, verschluckt er einen Kern, der ihm nicht nur vorübergehend die Luft nimmt, sondern sich in seinem Kopf häuslich niederlässt. Er wächst binnen kurzem zu einem kleinen Kirschbaum, der sogar blüht.

Es geht um ein kleines Dorf, in dem ein ebenso reicher wie verbitterter alter Mann lebt, dem alle Grundstücke und Häuser gehören. Er kennt, ein gleichermaßen zutreffendes wie gerne gebrauchtes Motiv, weder Lebensfreude noch Gefühle positiver Art. Regelmäßig erhöht er die Mieten für die anderen Dorfbewohner und ärgert sich, wenn die mal von ihrem wenigen Ersparten ein Fest feiern. Und zumindest die Zeit der Kirschblüte, soviel weiß auch ein Japan-wenig-Kenner, ist immer ein Grund zum Feiern. Als der Alte wieder einmal voller Ärger an diesem Fest teilnimmt und abgesondert ein paar Kirschen isst, verschluckt er einen Kern, der ihm nicht nur vorübergehend die Luft nimmt, sondern sich in seinem Kopf häuslich niederlässt. Er wächst binnen kurzem zu einem kleinen Kirschbaum, der sogar blüht.

So ein seltenes Ereignis führt natürlich zu Schadenfreude bei den Dorfleuten und zu neuem Ärger für den Alten, der sich wutentbrannt den Baum ausreißt – was allerdings mit einem Loch im Schädel endet. Und damit geht es erst richtig los, denn neue Sensationen bahnen sich an, die letztlich zum Verschwinden des

alten Griesgrams führen. Dem Dorf kann das aber nur bekommen, und es wird ein Hort des Glücks. Eine Geschichte, prall wie das Leben also, voller Schadenfreude, skurriler Erlebnisse, und mit einer überdeutlichen Moral, dass Geiz und Missgunst nur schlimme Folgen zeitigen können. Allen Say erzählt das gleichzeitig weitschweifig wie zielgerichtet, so, wie man sich das von einem mündlichen Geschichtenerzähler erwartet. Aus den eher schlichten Worten entsteht ein lebhaftes und anschauliches Bild der Ereignisse wie der japanischen Sitten.

Doch dies ist ja nicht nur eine Geschichte, sondern ebenso ein Bilderbuch von gleicher Hand. Und obwohl es „nur“ Tusche-Federzeichnungen sind, die also monochrom sind, liefern auch die Illustrationen prallbunte Vorstellungen des Erzählten. Zwischen sorgsam und detailreich realistisch gezeichnete Szenerien setzt Say dabei auf mimisch ausdrucksstarke Figuren, vor allem dem Alten schaut der Missmut von der ersten Szene an aus allen Knopflöchern. Traditionelle Kleidung, typische Positionen der Menschen und die naturverliebte Darstellung der Landschaft ergänzen sich zu einem eindrucksvollen Panorama des alten Japan und seiner Bewohner. Und auch wenn Welten zwischen den beiden Kulturen liegen: Oft fühlt man sich ein wenig an amerikanische Stand-Up-Comedy erinnert, wenn jede Regung und Aktion immer ein wenig über reale Möglichkeiten hinausgetrieben wird. Es macht jedenfalls Spaß, dieses Buch zu lesen – und es entführt den Leser in eine immer noch recht fremde Welt. Wunderbar!



ZO-O: Die Ecke. a.d. Koreanischen. Urachhaus 2021 · 64 S. · 16.00 · ab 3 ·
978-3-8251-5278-9

Wer als Kind seine Ruhe haben möchte, verzieht sich gerne einmal in ein stilles Eckchen. Erwachsene tun das übrigens auch gerne. Doch die Ecke hat nicht nur positive Erinnerungen bereit: Früher wurde in Schule und Kindergarten jemand, der sich nicht den Regeln entsprechend benahm, zur Strafe „in die Ecke“ geschickt, manchmal sogar mit Eselsohren auf dem Kopf. Das ist lange her, aber manchmal kann man sich auch heute nur mühsam beherrschen, in entsprechender Situation nicht zu irgend jemandem zu sagen: Geh in die Ecke und schäm dich!

Wenn man dieses Buch in seinem ungewöhnlichen, schmalen und hohen Format aufschlägt, weiß man erst einmal nicht, welche Art von Ecke hier gemeint ist. Da die Geschichte bis auf winzige Ausnahmen ohne Worte auskommt, sieht man nur eine schwarze Krähe vor einer leeren, grauweißen Zimmerecke. Zwei Wände treffen aufeinander, bei denen weder die Höhe noch die Längen erkennbar sind. Das erste Gefühl ist also Mitleid, wenn der Vogel sich, scheinbar traurig, in die Ecke setzt und sich dann hinlegt. Doch dieser erste Eindruck täuscht: Wenig später beginnt die Krähe mit der Möblierung ihres Winkels. Nacheinander schleppt sie Sitzpolster, Regal, Teppich, Bücher und eine Leselampe dort hin, stellt eine Pflanze in den Lichtkegel der Lampe und gießt sie fleißig. Und Stück für Stück wird aus der trübsinnigen Ecke ein gemütlicher Rückzugsort, an dem sich Pflanze und Krähe wohlfühlen. So weit, so gut.

Doch irgendwann fällt dem Vogel auf, dass man noch weitaus mehr tun könnte, um den persönlichen Winkel zu verschönern. Ich verrate dazu nur so viel, dass die Maßnahmen bald ausufern und ungeahnte Folgen haben, aber nichts davon ist unangenehm oder gar störend. Am Ende erweitert sich sogar der Horizont, wenn

nicht nur das Private in den Blick genommen wird. Man braucht also, das ist die Botschaft dieser Seiten, beides zum Glücklichein: Einen Ort der Zuflucht und der Geborgenheit, ganz individuell gestaltet, aber gleichermaßen auch den Weg nach Draußen, zu Freunden, dem Licht und der ganzen Welt. Ich bin davon überzeugt, dass die Bewohner vieler besonders kleiner Wohneinheiten im stark bevölkerten Asien diese Dualität noch mehr brauchen als wir, aber das Prinzip gilt natürlich auch für uns im Westen. Öffentlich und privat, intro- und extrovertiert, einsame Besinnung wie lärmender Kontakt – all das macht ein Leben erst vollständig und uns zufrieden.

Wie die koreanische Illustratorin es ohne merklichen Text schafft, diese Erkenntnis zu vermitteln, zeugt von ihrer großen Kunst. Die angewandte Technik der Bilder könnte dabei nicht einfacher sein: Unabhängig von der tatsächlichen Methode wirken die Szenen wie mit einfachem Blei- und Farbstift skizziert, flächig, wenig akzentuiert, aber dynamisch in der mehr und mehr dominierenden Farbe. Das erinnert in den besten Szenen ein wenig an Quint Buchholz oder Michael Sowa, aber mit ganz eigener Note und ohne den Anspruch eines Fotorealismus. Ein stilles, aber aussagestarkes Bändchen jedenfalls, das auch den Großen viel Stoff zum Nachdenken bietet.



Lilia: Entenblau. aus dem Koreanischen von Christina Youn-Arnoldi. mixtvision 2021 · 46 S. · 15.00 · ab 4 · 978-3-95854-178-8

Farben spielen für uns eine große Rolle. Sie kodieren Botschaften: Rot und Grün regeln den Verkehr, Gelb und Blau warnen vor Baufahrzeugen und Notfalleinsätzen. Aber auch im Bereich unserer Gefühle verbinden wir Farben mit Stimmungen: Rot ist die Liebe – und die Wut, Gelb ist der Neid, Grün die Hoffnung und Blau steht für Treue, aber auch

für Melancholie. Schwarz und Weiß symbolisieren in verschiedenen Weltgegenden sowohl Trauer als auch Freude. Regionale Konventionen ordnen scheinbar eindeutig zu, unterscheiden sich aber in ihrer Aussage in verschiedenen Ländern.

Deshalb stellt sich bei diesem Titel durchaus die Frage, was uns eine Farbe „Entenblau“ eigentlich sagen will. Blaue Enten gibt es real kaum, einzig aus Neuseeland ist eine Art bekannt. Doch hier geht es weniger um die Färbung eines Tieres, unsere Ente ist nämlich weiß, mit einem blauen Schnabel. Weil auch das so ungewöhnlich ist, widmen wir uns zunächst den Bildern dieses tiefsinnigen Bilderbuches. In diesen bei aller Einfachheit kunstvollen Zeichnungen gibt es neben den schwarzen Umrissen auf weißem Papier nämlich nur eine einzige Farbe zum Akzentuieren, nämlich ein Tintenblau, oft auch „Königsblau“ genannt. Und in dieser Farbe sehen wir also immer die Details einer Szene: Schnabel und Beine der Ente, Pflanzen und natürlich auch Wasser. Daneben wird für festes Land und für „andere Tiere“ noch ein mittleres Grau verwendet, eine so farbtintensive wie sparsame Kolorierung. Und damit kommen wir zu den „anderen Tieren“, nämlich dem Gegenüber unserer Ente, das zunächst Objekt, später Subjekt der Handlung wird.

Unsere Ente hört nämlich eines Tages ein Weinen auf ihrem See und findet beim Nachschauen ein kleines, anscheinend verlassenes Krokodilbaby. Eigentlich will sie den Kleinen nur tröstend in den Arm nehmen, damit er nicht mehr weint. Doch, wie das bei Tieren, die aus Eiern schlüpfen, gerne so ist: Der erste Anblick eines anderen Wesens prägt die Vorstellung von der Mutter. Die Ente wird also den Kleinen nicht so schnell los, doch dann kümmert sie sich besonders liebevoll um ihn und seine Bedürfnisse. Und wie das bei Adoptionen oft geschieht, genießt die Ente bald die gemeinsame Zeit und bringt dem Krokodil alles bei, was es im Leben brauchen wird.

Doch Krokodile bleiben nicht süß und klein, sie werden größer und stärker. Wer aber jetzt erwartet, dass das irgendwann zu Problemen führt, wo doch eine Ente eher eine Beute von Krokodilen ist, hat das Prinzip familiärer Liebe nicht begriffen. Über eine ganze Zeit sind die beiden jetzt unzertrennliche Freunde, die ihre Beziehung genießen. Dann aber verändern sich die Dinge: Die Ente vergisst mehr und mehr ihrer Erinnerungen, sie wird, in menschlicher Begrifflichkeit, „dement“. Und hier schlägt die Stunde des nicht mehr kleinen Krokodils. Denn jetzt hat er die Chance, die Liebe, die er erfuhr, zurückzugeben. Und das werden sehr anrührende und zu Herzen gehende Szenen, die nachdenklich machen.

Es ist also eine Geschichte voller Überraschungen, voller warmherziger Gefühle und voller vorbildhafter Szenen. Was wie eine skurrile, realitätsferne Begegnung begann, entwickelt sich zu einem Mahn- und Denkmal einer Liebe ohne Bedingungen. Eine Ente kann kein Krokodil aufziehen? Seit wann? Ein Krokodil kümmert sich nicht um eine Ente? Seit wann? Und seine Mutter auch dann noch zu lieben und zu versorgen, wenn sie nicht mehr fit, aktiv und „bei Verstand“ ist, ist nicht zumutbar? Hier sehen wir, wie wenig solche „Standards“ bedeuten, wenn man wirklich liebt. Hier steht das Blau wirklich für Treue und für eine sanfte Melancholie. Was für eine wunderbare Botschaft, was für ein starkes Vorbild, das schon den Jüngsten einleuchtet. Das mit so wenigen Worten und so schlichten Bildern derart eindrücklich und ausdrucksvoll zu vermitteln ist große Kunst. Kompliment!



Unsere Tipps:

- (1) Jihyun Kim: Sommer. Urachhaus 2021 _____ 2
- (2) Ko Okada & Chiaki Okada: Bist du der Frühling? Moritz 2019 _____ 3
- (3) Yu Hongcheng: Hen-Hao, das kleine Küken. minedition 2020 _____ 4
- (4) Chisato Tashiro: Fünf freche Mäuse Abenteuer (5 freche Mäuse machen Musik & 5 freche Mäuse bauen ein Haus). minedition 2020 _____ 5
- (5) Baek Hee Na: Wolkenbrot. mixtvision 2020 _____ 6
- (6) Chen Jianghong: Sohn des Himmels. Moritz 2019 _____ 7
- (7) Satomi Ichikawa: Freunde sind wir. Jacoby & Stuart 2019 _____ 8
- (8) Johanna Hohnhold: Sadako. Ein Wunsch aus tausend Kranichen. Aladin 2017 _____ 9
- (9) Ayano Imai: Der Traum vom Wald. minedition 2018 _____ 10
- (10) Allen Say: Der Kranichbaum. Mein erstes Weihnachtsfest. Edition Bracklo 2019 _____ 11
- (11) Thé Tjong-Khing: Kunst mit Torte. Moritz 2017 _____ 12
- (12) Issa Watanabe: Flucht. Hanser 2020 _____ 13
- (13) Jeahouk Cha & Eunyoung Choi: Herr Stumm. àbac 2017 _____ 14
- (14) Liu Xun: Zähnnchen, Zähnnchen, auf das Dach! Edition Bracklo 2019 _____ 16
- (15) Allen Say: Unter dem Kirschblütenbaum. Eine traditionelle japanische Geschichte neu erzählt. Edition Bracklo 2021 (2016) _____ 17
- (16) ZO-O: Die Ecke. a.d. Koreanischen. Urachhaus 2021 _____ 18
- (17) Lilia: Entenblau. mixtvision 2021 _____ 19